

JENNIFER WEINER
Wenn Du nicht wärst



GOLDMANN
Lesen erleben

Buch

Als Sylvie den attraktiven, draufgängerischen Richard an der Uni kennenlernte, trug sie noch Hippieröcke, hatte wilde Locken und das Gefühl, die Welt würde ihr offenstehen. Heute ist sie die perfekte Politikergattin an der Seite ihres Mannes, des New Yorker Senators Richard Woodruff. Doch dieses geregelte Leben nimmt ein jähes Ende. Ausgerechnet auf CNN muss Sylvie – zusammen mit dem Rest der Welt – erfahren, dass Richard sich mit seiner Assistentin auf den Bahamas vergnügt. Wütend zieht sie sich in das Ferienhaus der Familie in Connecticut zurück – und bleibt dort nicht lange allein. Auch ihre Töchter suchen einen Rückzugsort vor den Problemen in ihrem Leben: Die Perfektionistin Diana steckt nach einer skandalösen Affäre mit einem Assistenzarzt in einer Ehekrise, und das Problemkind Lizzie trägt ein Geheimnis mit sich herum. Doch bald merken die drei Woodruff-Frauen, dass sie viel früher einen Sommer miteinander hätten verbringen sollen, um zueinander und zu sich selbst zurückzufinden ...

Autorin

Jennifer Weiner, 1970 in Louisiana geboren, ist in Connecticut aufgewachsen. Nach dem Studium arbeitete sie erst als freie Journalistin, dann als Reporterin beim *Philadelphia Inquirer*. Ihre Romane schafften es alle auf die *New-York-Times*-Bestsellerliste, »In den Schuhen meiner Schwester« (»Zwei Schwestern und ein Hochzeitskleid«) wurde erfolgreich mit Cameron Diaz verfilmt. Jennifer Weiner lebt mit ihrer Familie in Philadelphia.

Von Jennifer Weiner außerdem bei Goldmann lieferbar:

Nicht ohne dich. Roman (47346)

Jennifer Weiner

Wenn
du nicht wärst

Roman

Übersetzt von
Manuela Thurner

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel
»Fly Away Home« bei Atria Books,
a Division of Simon & Schuster, New York.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung September 2012
Copyright © der Originalausgabe 2010 by Jennifer Weiner

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Redaktion: Ilse Wagner

MR · Herstellung: Str.

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-47629-9

www.goldmann-verlag.de

*Für
Joanna Pulcini
und
Greer Hendricks*

ERSTER TEIL

Etwas über die Liebe

SYLVIE

Das Frühstück in Fünf-Sterne-Hotels ist immer gleich. Das ging Sylvie Serfer Woodruff durch den Kopf, als sie im Four Seasons in Philadelphia mit dem Hotellift fünf Stockwerke nach unten fuhr und die großzügige, glänzende Lobby betrat. Nach zweiunddreißig Jahren Ehe – davon vierzehn Jahre als Ehefrau des altgedienten Senators des Bundesstaates New York –, als jemand, der sechs Kontinente und die wichtigsten Metropolen der Welt bereist hatte, sollte sie vielleicht in der Lage sein, profundere Betrachtungen anzustellen über die menschliche Natur und über das, was uns verbindet, aber so lautete nun einmal ihre ganz persönliche Erkenntnis. Es war nicht viel, aber immerhin etwas. Wenn es darauf ankam, konnte Sylvie auch äußerst tiefeschürfende und treffende Beobachtungen über VIP-Lounges an Flughäfen zum Besten geben.

Sie holte tief Luft und spürte, wie ihr das Rockbündchen in die Taille schnitt. Dann nahm sie die Hand ihres Mannes und ging neben ihm an der Rezeption vorbei zum Restaurant. Dabei dachte sie, wie gut und beruhigend es doch war, dass das Frühstück keine Überraschungen für einen bereithielt, egal, ob man sich in London, Los Angeles oder Dubai befand, solange es sich um ein gutes Hotel handelte, ein Four Seasons oder ein Ritz-Carlton – und dieser Tage übernachteten sie und Richard auf Reisen fast ausschließlich in einem Four Seasons oder Ritz-Carlton.

Man würde ihnen eine Speisekarte anbieten – heute war

es eine junge Frau in einem adretten schwarzen Kostüm, die in dem mit weichem Teppichboden ausgelegten Eingangsbereich die Gäste anstrahlte, als stellte deren Erscheinen den Höhepunkt ihres Tages oder womöglich gar ihres Lebens dar. Richard würde abwinken. »Wir bedienen uns am Büfett«, würde er verkünden, ohne zu fragen, ob es überhaupt eins gab. Es gab immer ein Büfett. »Selbstverständlich«, würde der Ober beziehungsweise heute die schwarz gekleidete junge Dame zuvorkommend murmeln. Man würde sie durch einen elegant eingerichteten Raum führen, vorbei an Vorhängen aus schwerer Seide mit kunstvollen Quasten, vorbei an Mahagoni-Sideboards und teuer gekleideten Gästen, die zu leise geführten Unterhaltungen ihren Kaffee tranken. Wie immer stellte Richard zuerst seinen Aktenkoffer ab, legte die Zeitungen auf ihren Tisch, dann gingen sie zum Büfett.

Es gab die übliche Auswahl an Obst: Melonen- und Kiwischeiben sowie geschälte Grapefruit- und Orangenschnitze, die äußerst dekorativ auf weißen Porzellanplatten angerichtet waren. Es gab die üblichen Croissants – ungefüllt oder mit Schokolade –, Vollkorn-, Blaubeer- und Maismuffins, Bagels (ja, sogar in Dubai), kleine Gläser mit Joghurt und Müsli, geschnittenes Brot und English Muffins neben einem Toaster, Warmhaltebehälter mit Rührei, Schinken, Würstchen und Frühstückskartoffeln, und es gab, wie immer, einen Chef mit Kochmütze und weißer Jacke, der Omeletts zubereitete. Richard würde ein Omelett bestellen (mit Spinat – seiner Gesundheit zuliebe –, Champignons und Cheddarkäse; gern hätte er auch Zwiebeln gehabt, aber er konnte keinen Zwiebelattem riskieren). Sobald er bestellt hatte, gab er Sylvie seinen Teller und kehrte an ihren Tisch zurück, zur *New York Times* und zum *Wall Street Journal* und zu seinem allzeit Trost spendenden BlackBerry, während Sylvie auf sein Omelett wartete.

Als Sylvies Mutter, die Ehrenwerte Selma Serfer, zum ersten Mal Zeugin dieses Rituals geworden war, hatte sie ihre Tochter mit offenem Mund, einen Lippenstiftfleck auf dem Schneidezahn, angestarrt. »Das ist doch nicht dein Ernst«, sagte sie in ihrem krächzenden Brooklyner Akzent. Sylvie bat sie, still zu sein. Wie immer ließ sich Selma nicht den Mund verbieten. »Im Ernst, Sylvie, du bringst ihm seine Eier?«

»Er hat zu tun«, murmelte Sylvie, nahm den Teller in die rechte Hand und strich sich mit der linken eine Haarlocke hinters Ohr. »Es macht mir nichts aus.« Sie wusste, was ihre Mutter dachte, auch ohne dass die Ehrenwerte Selma, Jahrgangsbeste und eine von nur sieben Frauen ihres Jahrgangs an der Juristischen Fakultät von Yale und ehemalige Oberste Richterin des Bundesstaates New York, ihr das eigens zu sagen brauchte. Es sollte Sylvie etwas ausmachen, und sie sollte ebenfalls zu tun haben. Wie ihre Mutter hatte auch Sylvie in Barnard und Yale studiert. Der Plan war gewesen, dass Sylvie in Selmas Fußstapfen treten und sich bis ans Oberste Gericht hocharbeiten würde; auf jeden Fall sollte sie länger als nur zwei Jahre als Anwältin tätig sein. Selma und David Serfers einziges Kind war für Höheres bestimmt als für Ehe, Mutterschaft, Wohltätigkeitsarbeit und Hol- und Bringdienste für ihren Mann.

Was soll's, dachte Sylvie, während der Koch die geschmolzene Butter in der Pfanne schwenkte. Sie war glücklich mit ihrem Leben, auch wenn es ihre Mutter nicht zufriedenstellte. Sie liebte ihren Mann, sie hatte großen Respekt vor dem, was er erreicht hatte, sie war zufrieden mit dem Beitrag, den sie zu seiner Karriere geleistet hatte. Außerdem hätte sie es viel schlimmer treffen können. Überall auf der Welt gab es Frauen, die hungerten, die misshandelt oder missbraucht wurden, Frauen, die ihre Kinder leiden sahen. Sylvie hatte sie selbst gesehen, ihre Hände berührt und ihre Babys auf den

Schoß genommen. Es erschien ihr kleinlich, sich über die gelegentlichen kleinen Demütigungen zu beschweren, über die vielen Wahlkampfstunden, in denen sie schweigend und mit freundlicher Miene hinter ihrem Mann stand, den Mund zu einem Lächeln verzogen, die Haare zu einem biedereren schulterlangen Bob gestylt, in einer Strumpfhose, die ihre Taille einschnürte, und Pumps, die ihre Zehen quetschten.

Normalerweise machte es ihr nichts aus, aber hin und wieder, wenn sie an ihr brachliegendes Potenzial erinnert wurde, stieg eine Woge der Unzufriedenheit in ihr auf. Vor einigen Monaten hatte sie vom Barnard College eine E-Mail-Einladung zum 35-jährigen Klassentreffen erhalten, dazu im Anhang ein Formular mit einigen Fragen über die Zeit nach dem Studium. Eine der Fragen lautete: *Was machst du? Falls du berufstätig bist, schildere kurz deine Tätigkeit.* Ehe Sylvie es sich versah, hatte sie getippt: *Mein Beruf ist es, Diät zu halten, damit ich in Strickkostüme von St. John Größe 36 passe und kein Blogger über meinen fetten Hintern herziehen kann.* Sie löschte den Satz sofort wieder und ersetzte ihn durch einen Absatz über ihr ehrenamtliches Engagement für Obdachlose und das Ballett, für die Brustkrebsforschung, die Bibliothek und das Museum of Modern Art. Ein weiterer Satz galt ihren Töchtern: Diana, die in Philadelphia als Ärztin in der Notaufnahme arbeitete, und Lizzie, die kapriziöse Lizzie, die ihnen so großen Kummer bereitet hatte, aber seit einigen Monaten clean war (das erwähnte sie nicht), die ihre Haare wieder natürlich blond trug und deren Piercinglöcher fast alle wieder zugewachsen waren. Und als Schlusspunkt erwähnte sie, dass sie seit vierzehn Jahren das Glück hatte, an der Seite ihres Ehemannes Richard Woodruff, des demokratischen Senators des Bundesstaates New York, die Welt zu bereisen. Aber manchmal, wenn sie spätnachts wach lag, dachte sie, dass ihr ursprünglicher Satz der Wahrheit am nächsten ge-

kommen war. Egal, welchen Ehrgeiz und welche Träume sie einst gehabt hatte, aus Sylvie Serfer Woodruff war eine siebenundfünfzigjährige Berufsfasterin geworden, deren einzige Aufgabe jetzt, da ihre beiden Töchter aus dem Haus waren, darin bestand, zehn Kilo weniger zu wiegen als während ihres Jurastudiums.

Na schön, sie hatte also ein wenig von sich aufgegeben, dachte sie, während der Koch Käse in die Pfanne streute. Ihr Leben war nicht perfekt gewesen; unschöne Dinge waren passiert, Fehler waren gemacht worden. Aber hatten sie alle zusammen – sie, Richard, Lizzie und Diana – nicht etwas aufgebaut, das wichtiger, bedeutender war als alles, was Sylvie allein geschafft hätte? Was für eine Karriere hätte sie denn schon gemacht? Als Juristin war sie nicht halb so gut wie ihre Mutter. Sie hatte eine schnelle Auffassungsgabe, war klug und belesen, aber sie besaß nicht den messerscharfen Verstand ihrer Mutter. Sich selbst gestand sie ein, dass sie zwar intelligent, aber nicht sehr ehrgeizig war und dass es ihr an etwas fehlte: an Aggressivität, Beharrlichkeit oder einfach nur an dem unbedingten Willen – der magischen Eigenschaft, die aus ihr etwas Großes hätte machen können. Aber sie hatte ihren Platz gefunden. Sie hatte ihre Töchter aufgezogen, und sie stand ihrem Ehemann mit Rat und Tat zur Seite: Sie plante seine Termine und schrieb seine Reden, sie begleitete ihn auf Reisen und unterstützte ihn im Wahlkampf. Was tat es also zur Sache, wenn sie hin und wieder, spätnachts, das Gefühl hatte, in all ihren Jahren auf diesem Planeten nichts weiter zuwege zu bringen, als sich auf dem Laufband abzustrampeln und eine zunehmend utopische Zahl auf der Waage anzupeilen? Und wenn schon ...

»Ma'am?« Der Koch sah sie an, den Bratenwender servierbereit in der Hand. Das Omelett lag als perfekt gebräunter Halbkreis in der Mitte der Pfanne.

»Entschuldigung«, sagte sie und reckte ihm ihren Teller entgegen, wie ein Waisenkind in einem Dickens-Roman, das um einen Nachschlag bittet.

Der Koch ließ das Omelett auf den Teller gleiten. Sylvie nahm die Vollkornscheiben aus dem Toaster. Dann holte sie noch eine Portion Butter, ein Schälchen Marmelade, eine Melonenscheibe, die Richard ignorieren würde, und eine Scheibe Speck, gut durchgebraten, so wie er ihn mochte. (Am liebsten würde er zwei oder gar drei essen, aber er musste auf sein Herz achten.) Richard sah vor lauter Multitasking kaum auf – er las die Meinungsseite, während er gleichzeitig telefonierte –, als sie seinen Teller vor ihn stellte und ihn sanft an der Schulter berührte. »Iss was«, sagte sie. Er lächelte sie an, legte ihr den Arm um die Taille und drückte sie kurz an sich.

»Danke, Schatz«, sagte er, woraufhin sie antwortete: »Gern geschehen.« Dann ging sie zurück ans Büfett, um sich ihr freudloses Frühstück zusammenzustellen: einen fettfreien Joghurt, eine einzelne Backpflaume, eine kleine Schachtel Special-K-Cornflakes, ein Glas Magermilch und als Belohnung einen Löffel Haferbrei, dem sie nie widerstehen konnte und der ihr zu Hause nie so wunderbar cremig gelang. Wenn sie ihn mit einem Klecks Butter, einem Löffelchen braunen Zucker und einem Tröpfchen Sahne garnierte, dann konnte er glatt als Pudding durchgehen.

Sie hatte erst ein paar Bissen gegessen, als Richard seine zerknitterte Serviette auf die Reste seines Omeletts legte. Die Melone hatte er, wie zu erwarten, nicht angerührt, aber der Speck war, wie ebenfalls zu erwarten, weg. »Fertig?«, fragte er. Nein, sie war noch nicht fertig. Aber sie nickte, stand gemeinsam mit ihm auf und berührte die Ellbogen seines Jacketts, während er sie leicht auf den Mund küsste. In ihrer Handtasche steckte ein Aktendeckel mit ihren Terminen, die man ihr, zusammen mit ihrer Rede, zur Sicherheit auch auf ihr

iPhone geschickt hatte. Richard würde an einem Fundraising für einen Staatssenator teilnehmen, einen angehenden Star in der Partei, der für größere Dinge ausersehen war. Danach folgte ein Mittagessen mit den Geschäftsführern von einigen der größten Krankenhäuser des Landes, allesamt einflussreiche CEOs, die sich für eine Senkung der Einfuhrsteuer auf ihre in Japan hergestellten Kernspintomografen stark machten. Währenddessen würde Sylvie, die ausgesprochen ungerne in der Öffentlichkeit sprach, den Colonial Dames, einer patriotischen Frauenvereinigung, mit zitternden Knien und schwitzenden Händen erzählen, dass die öffentliche Bibliothek von Philadelphia von dem Geld, das jede Einzelne von ihnen monatlich für Haarsträhnchen oder Latte macchiatos ausgab, Hunderte von Büchern kaufen und Tausenden von Kindern die Lust am Lesen vermitteln könnte. Sie hatte diese Rede bereits Dutzende Male gehalten und würde sie vor Ablauf der dritten Amtszeit ihres Mannes in vier Jahren zweifelsohne noch Dutzende Male halten. Und was würde danach kommen? »Die Welt steht uns offen«, hatte Richard früher immer gesagt, als sie noch jung waren und auf ihrer abgewetzten Matratze von der Zukunft träumten, in ihrer Wohnung in Brooklyn, in der Court Street, wo die Böden so schief waren, dass ein runder Gegenstand von einer Wand zur anderen rollte.

Das war zu einer Zeit, als man Brooklyner noch mit dieser fast fürsorglichen Höflichkeit behandelte, wie man sie früher den Pionieren entgegenbrachte, die im Planwagen gen Westen aufbrachen. Damals besaß Richard zwei Anzüge, einen marineblauen und einen braunen, die er beide im Schlussverkauf bei Bloomingdale's erstanden hatte, unter anderem mithilfe eines Geschenkgutscheins, den Sylvie von ihren Eltern zu Chanukka bekommen hatte, um sich ein paar Businesskostüme zu kaufen. Werktags zog er abwechselnd

den einen, dann den anderen Anzug an – blau, braun, blau, braun, blau –, bevor er am Samstag beide zur Reinigung brachte. Wenn er und Sylvie morgens gemeinsam zur U-Bahn gingen und sie hinter ihm die Treppe nach unten ging, dachte sie, was für ein Glück sie gehabt hatte, diesen Mann gefunden zu haben. Ihren Richard – mit den schmalen Hüften und breiten Schultern, den dichten, widerspenstigen hellbraunen Haaren, die kein Kamm bändigen konnte, den Haaren eines kleinen Jungen, der gerade aufgestanden war, der so lässig seine Aktentasche hin und her schwang! Das ist mein Mann, dachte sie und hätte es am liebsten in alle Welt hinausposaunt – oder zumindest an die Adresse der Frauen, die sie dabei ertappte, wie sie ihn musterten und dabei ihren Blick von seinem Gesicht zu seinem Ringfinger wandern ließen. Mein Mann. Meiner.

»Mein Mann«, flüsterte sie und stellte sich auf die Zehenspitzen (Richard war zwanzig Zentimeter größer als sie, gut ein Meter neunzig, eine präsidiale Größe, wie sie manchmal dachte), um ihm einen Kuss aufs Ohr zu hauchen. Ein fast unmerklicher Schauer überlief ihn. »Meine Frau«, flüsterte er zurück. Richard war schon immer kitzlig gewesen. Wenn sie ihm im Bett mit der Zunge am Ohr entlangfuhr und an seinem Ohrläppchen knabberte, zitterte er und murmelte ihren Namen. Zumindest hatte er das früher getan. Sylvie runzelte die Stirn – was aufgrund des Botox, das sie sich die Woche zuvor hatte spritzen lassen, gar nicht so leicht war – und versuchte sich zu erinnern, wie lange es her war. Im Laufe der letzten Monate – vielleicht sogar Jahre – war es seltener geworden, wenn auch nicht auf alarmierende Art und Weise, sondern so, wie Sylvie es bei lang verheirateten Paaren für normal hielt. Sie liebten sich ein, zwei Mal die Woche, aber wenn der Senat tagte und Richard unter der Woche in ihrem gemieteten Stadthaus in Georgetown wohnte, kehrte auch schon mal für ein, zwei (oder auch drei oder vier) Wochen

Flaute ein. Manchmal fehlte es ihr, aber der Sex, wie sie ihn am Anfang gehabt hatten – jede Nacht, manchmal zwei Mal pro Nacht, einmal in einer leeren Sauna in einer Hotelanlage während der Hochzeitsfeier einer Kommilitonin –, war ihrer Meinung nach einfach der Sex, den man in der ersten Zeit hatte, und dann wurde es zwangsläufig ruhiger, oder wie würde man sonst jemals arbeiten oder Kinder großziehen können?

Richard umarmte sie und drückte ihr noch einen Kuss auf ihre gelähmte, toxische Stirn. (Absolut ungefährlich, hatte ihr der Dermatologe überschwänglich versichert, als er mit seinem Arztkoffer voller Spritzen zu ihr nach Hause gekommen war.) »Bis heute Abend«, sagte er. Sylvie schaute ihm nach, wie er das Restaurant verließ, den BlackBerry in der einen Hand, die Aktentasche in der anderen, und durch die Lobby hinaus vors Hotel ging, wo ein Wagen auf ihn wartete, so wie es dieser Tage immer der Fall war. Mein Mann, dachte sie stolz, so wie damals als frischgebackene Ehefrau, wenn sie ihn in der U-Bahn-Station verschwinden sah, bereit, die ganze Welt zu regieren.

Es war sechzehn Uhr. Sie saß im Fond ihrer eigenen Limousine und las, eine Ausgabe des *Economist* im Schoß, die neuesten Meldungen aus dem Nahen Osten, während das Auto in einem acht Kilometer langen Stau langsam auf dem New Jersey Turnpike vorankroch. Eine für August typische Hitze welle lag brütend über der ganzen Region, und die Luft war so schwül und feucht, dass man schweißverklebt und schlecht gelaunt war, sobald man ins Freie trat. Sie überlegte gerade, wie sie so schnell wie möglich vom Wagen ins Haus flüchten könne – in ihrem Terminkalender stand noch eine Cocktailparty, und sie hatte keine Lust, ihre Frisur neu zu richten –, als ihr Handy klingelte. Genauer gesagt, rülpste. Den Klingelton hatte sie Lizzie, ihrer Jüngsten, zu verdanken, und Syl-

vie hatte noch nicht herausgefunden, wie er sich ändern ließ. Das Handy rülpste erneut, und auf dem Display erschien das Gesicht ihrer besten Freundin Ceil. Das Foto hatte Sylvie aufgenommen – Ceil war darauf vor der Buttercup Bakery zu sehen, mit einem Zuckergussfleck auf der Nase und einem Bissen Muffin im Mund – und gedroht, den Schnappschuss auf Facebook zu posten. Nicht dass Sylvie so richtig kapierte, wie Facebook überhaupt funktionierte oder wie man dort Dinge posten konnte. Allein die Androhung hatte Ceil zum Lachen gebracht. Als sie die Annahmetaste drückte, sah Sylvie, dass sie zwei Anrufe von Richard verpasst hatte, und beschloss, ihn nach dem Telefonat mit Ceil zurückzurufen. »Hallo!«

»Du liebe Güte«, flüsterte Ceil. »Schaust du's auch gerade an?«

»Was?« Auf Sylvies Gesicht machte sich das erste echte Lächeln an diesem Nachmittag breit. Wahrscheinlich wollte ihre beste Freundin wieder irgendwelche Klatschstorys mit ihr durchhecheln – Geschichten einer Schauspielerin, von der Sexaufnahmen im Internet aufgetaucht waren oder die man dabei fotografiert hatte, wie sie ohne Höschen aus einer Limousine gestiegen war, oder das Neueste von der Oscarpreisträgerin, deren Ehemann sich eine tätowierte Stripperin aus dem rechten Milieu angelacht hatte.

Sie und Ceil hatten sich am Barnard College kennengelernt, wo sie sich ein Zimmer im Studentenwohnheim teilten. Ceil Farraday, mit einem Kurzhaarschnitt à la Mia Farrow und einem Gesicht so rund und süß wie eine Schale Reispudding, zog mit einem Kofferraum voller Norwegerpullover und Karofaltenröcke ein, die sie, kaum dass der Kombi ihrer Eltern abgefahren war, zum nächstgelegenen Secondhandshop brachte. Für die hundert Dollar, die sie dafür bekam, kaufte sie sich schwarze Leggings und Rollkragenpullover, ein Paar

fransenbesetzte Wildlederstiefel, einen mexikanischen Poncho und drei Gramm hervorragendes Pot.

Ceil studierte Schauspiel und verbrachte den Großteil ihres Studiums damit, so zu tun, als sei sie ein Baum oder der Wind oder die Verkörperung der weiblichen Anima. (»Kann sein, dass ich die Eva spiele«, verkündete sie eines Abends, als sie und Sylvie auf dem Fensterbrett saßen und den Rauch ihrer Virginia Slims in die Nachtluft hinausbliesen. »Der Regisseur will mir am Montag Bescheid geben.«)

Die beiden hatten sich auf Anhieb gut verstanden. »Du siehst so exotisch aus«, kommentierte Ceil angesichts Sylvies dunkler Locken, ihres leicht olivenfarbenen Teints, ihrer haselnussbraunen Augen und ihrer markanten Nase. »Meinst du mit exotisch jüdisch?«, entgegnete Sylvie trocken, woraufhin Ceil übers ganze Gesicht strahlte und erfreut in die Hände klatschte. »Bist du Jüdin? Wie aufregend! Komm«, sagte sie und zerrte Sylvie in die untere Kojе des Etagenbetts, das ihre Mutter mit einer geblühten Bettdecke und nach Duftkissen riechenden Daunenkissen hergerichtet hatte. »Ich will alles bis ins klitzekleinste Detail wissen!«

Sylvie schilderte mit knappen Worten ihr Leben, und Ceils runde Augen wurden mit jeder Enthüllung noch runder. »Deine Mutter ist Richterin?«, fragte sie. »Wow! Meine Mutter hat nur einmal für den Elternbeirat kandidiert und ist nicht einmal gewählt worden.« Sylvie erzählte ihrer Mitbewohnerin, dass ihre Eltern beide aus einer Brooklyner Arbeiter- und Einwandererfamilie stammten – die Familie ihres Vaters war ursprünglich aus Russland, die ihrer Mutter aus der Ukraine gekommen. Ihre Eltern hatten sich an der Bronx Science Highschool kennengelernt, zwei intelligente, ehrgeizige, redigewandte Schüler, die schon als Kinder für ihre jiddischsprachigen Eltern übersetzten, wann immer Englisch vonnöten war – auf der Bank, auf der Post oder beim Einkaufen. Von

Kindesbeinen an hatte man Dave und Selma eingebläut, dass sie in der Neuen Welt für Großes ausersehen waren – und war dabei natürlich stillschweigend davon ausgegangen, dass es wiederum ihren Kindern noch besser gehen würde.

Selma hatte am Barnard College und danach in Yale studiert, Dave mit einem Vollstipendium zuerst an der Columbia-Universität und danach Wirtschaftswissenschaften an der renommierten Wharton School in Philadelphia. Mit dreißig Jahren hatte er mit Gewerbeimmobilien bereits seine erste Million verdient, und im Jahr darauf kam Sylvie auf die Welt. Sylvie war ein Einzelkind, die Projektionsfläche für all ihre ziemlich detaillierten und hochgesteckten Hoffnungen und Träume. War von Selma und Dave erwartet worden, dass sie studierten und beruflich erfolgreich waren, so wurde Sylvie zu verstehen gegeben, dass sie mit fünfundvierzig Jahren mindestens Präsidentin der Vereinigten Staaten sein sollte, sofern sie nicht bereits zuvor zur Herrscherin auf Lebenszeit ernannt worden war. In der Wohnung in der 82nd Street West, wo sie aufgewachsen war, lagen die Erwartungen förmlich zum Greifen in der Luft. Hätte Sylvie ihren Eltern kundgetan, dass sie nicht Juristin werden wollte, hätte sie ihnen genauso gut sagen können, dass sie sich einen zweiten Kopf wachsen lassen wollte.

»Dann bist du also reich?«, hatte Ceil in ihrer treuherzigen Art gefragt.

Sylvie schnitt eine Grimasse. Ceils Eltern – die Mutter eine perlengeschmückte Blondine in einem eleganten Hängekleid von Lilly Pulitzer, der Vater ein herzlicher Mann mit blauen Augen und einem Baumwollpullover über der Schulter – waren gerade zur Tür hinausgegangen und sahen aus, als wären sie auf dem Weg zum nächsten Countryclub. Wahrscheinlich standen die Farradays noch immer auf der Treppe, gemeinsam mit Sylvies Mutter, die wie üblich einen schwar-

zen Rock, eine weiße Bluse und flache Schuhe trug – Selma war der Meinung, dass es sich bei Ausgaben für Kleidung um rausgeschmissenes Geld handele, da unter ihren Roben ohnehin nicht zu sehen war, was sie anhatte –, und ihrem Vater, der nur knapp über ein Meter sechzig war und immer eine Zigarre zwischen die verfärbten Zähne geklemmt hatte. Worüber sie sich wohl unterhielten? Vermutlich hatten Ceils Eltern wenig Umgang mit Juden, und für Selma und Dave wiederum hätte Shaker Heights, Ohio, genauso gut auf dem Mond sein können, bevölkert von einer Rasse seltsamer Außerirdischer, die ihre Kinder zu Footballspielen und ins Drive-in-Restaurant schickten anstatt in die Bibliothek.

»Es geht uns nicht schlecht«, sagte Sylvie und begann ihre Klamotten im Schrank aufzuhängen.

Ceil blieb hartnäckig. »Wohnt ihr in einer Villa?«

»In einer Wohnung«, sagte Sylvie erleichtert, da »Wohnung« nicht angeberisch klang und Ceil im Gegensatz zu den meisten New Yorkern nicht fragen würde, in welchem Stadtteil sie lag, wie viele Zimmer sie hatte und ob man von dort aus den Central Park sehen konnte.

Ceil und Sylvie waren während des gesamten College-Studiums, vier Jahre lang, Mitbewohnerinnen gewesen, sehr zum unausgesprochenen, aber spürbaren Missfallen von Sylvies Eltern (für sie war Ceil eine verwöhnte Schickse – eine Meinung, die sie gewöhnlich für sich behielten, ihr aber auch einmal ins Gesicht sagten). Im Anschluss ging Sylvie nach Yale. Dort teilte sie sich mit einer Medizinstudentin namens Danielle die fünfundsiebzig Dollar Miete für eine sonnige Wohnung in der Edgewood Avenue mit zwei winzigen Schlafzimmern, einem gemeinsamen Wohnzimmer mit einem funktionierenden Kamin und einer Küche, in der gerade mal das Nötigste vorhanden war. Aber Danielle wurde nie eine so enge Freundin wie Ceil, wahrscheinlich, weil sie beide zu viel

Zeit in der Bibliothek verbrachten (und vielleicht auch deshalb, weil ihre neue Mitbewohnerin absolut keinen Sinn für Humor hatte). Sonntags ging Sylvie zum Brunch in den Elm Street Diner und belegte ansonsten im nahe gelegenen YMCA einen Yogakurs. Ceil verwirklichte in der Zwischenzeit ihre New-York-Träume; sie zog ins Village und absolvierte diverse Tanz-, Bewegungs- und Gesangskurse. Sie brachte es nicht weiter als zu kleinen Nebenrollen in Off-Broadway-Stücken und zu einer Sprechrolle (eigentlich mehr eine Stöhnrolle) in einem Werbespot für Abführmittel, bevor sie vermögend heiratete, Kinder bekam und den Lebenswandel einer Gesellschaftsdame genoss, die ihre Tage mit Shoppen verbrachte und verdienstvollen Organisationen dicke Schecks ausstellte. Dennoch verlor Ceil nie ihre Fähigkeit, selbst den banalsten Situationen Dramatik abzugewinnen. Einmal hatte Sylvie von ihr eine dringende E-Mail mit der Betreffzeile MUSS DICH SOFORT SPRECHEN bekommen. Wie sich herausstellte, hatte ein Schauspieler seine Frau, einen Filmstar, wegen des neunzehnjährigen Kindermädchens sitzenlassen – er hatte seine Untreue in der *Howard Stern Show* verkündet, nach der Ceil schier süchtig war –, und Ceil hatte das dringende Bedürfnis verspürt, dieses Ereignis sofort und auf der Stelle mit ihrer Freundin durchzukauen.

»Ist es pikant?«, fragte Sylvie und rückte sich das Handy zurecht. Sie besaß zwar eines dieser futuristischen Freisprechteile, die man sich ins Ohr klemmte, aber sie hatte noch nicht herausgefunden, wie es zuverlässig funktionierte, und es war ihr zu peinlich, ihre Töchter oder ihre Assistentin um Hilfe zu bitten.

Pause am anderen Ende der Leitung. »Das heißt, du weißt es noch gar nicht?«

»Ich bin gerade auf dem New Jersey Turnpike. Was ist passiert?« Sylvie machte es sich gemütlich, um sich für Ceils ob-

ligatorischen New-Jersey-Monolog zu wappnen. Ceil verabscheute Vororte, Konformität und alle Orte, bei denen es sich nicht um den richtigen Stadtteil von Paris oder Manhattan handelte, obwohl sie selbst ein überspießiges Leben führte mit ihrem Mann Larry, der früher für die Nebraska Cornhuskers gespielt hatte, ihren Zwillingen Dashiell und Clementine und ihrer Enkeltochter Lincoln, die sie jeden Donnerstag zum Musikunterricht schleppte. (In Ceils Augen gewann ihr Leben dadurch an Würze, dass ihre Tochter lesbisch war und dass in Lincolns Schminkkurs auch einmal Suri Cruise als Gast aufgekreuzt war.)

»O mein Gott«, sagte Ceil. Ihrem dringlichen Tonfall nach zu urteilen hatte sie nicht angerufen, um irgendwelchen Klatsch loszuwerden. »Du musst sofort einen Fernseher finden. Sie bringen gerade ...«

»Was ist passiert?« Sylvie schoss alles Mögliche durch den Kopf: Ein neuer Terroranschlag? Eine Bombe? Ein Flugzeugabsturz? Ein Attentat? War etwas mit ihren Töchtern passiert? Mit Lizzie? (Was Diana anging, wusste sie selbst in ihrer Panik, dass ihre Älteste niemals etwas tun würde, worüber das Fernsehen berichten würde, außer ihr gelänge eine wissenschaftliche Entdeckung oder ein medizinischer Fortschritt, den Sylvie bis an ihr Lebensende nur ansatzweise verstehen würde.) »Du machst mir Angst.«

»Es geht um Richard«, sagte Ceil mit zittriger Stimme.

Sylvie wurde es eiskalt ums Herz. »Ist ihm etwas zugestoßen?« Aber noch während sie die Frage stellte, wusste sie, dass Richard nichts zugestoßen war. Das hätten sie ihr gesagt – ihr Fahrer Derek oder ihre Assistentin Clarissa, die stocksteif, ohne dass ihr Rücken die Lehne berührte, neben Derek auf dem Beifahrersitz saß. Falls Richard etwas passiert wäre, hätte man sie mittlerweile informiert. Dafür gab es Protokolle, ein festgeschriebenes Procedere.



Jennifer Weiner

Wenn du nicht wärst

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 448 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-47629-9

Goldmann

Erscheinungstermin: August 2012

Drei Frauen, drei gebrochene Herzen und ein Sommer, der alles verändert ...

Ausgerechnet aus den Nachrichten muss Sylvie erfahren, dass sich ihr Mann, der New Yorker Senator Richard Woodruff, mit seiner Assistentin auf den Bahamas vergnügt. Wütend zieht sie sich in das Ferienhaus der Familie in Connecticut zurück. Dort bleibt Sylvie nicht lange allein. Denn auch im Leben ihrer Töchter geht es drunter und drüber: Diana steckt mitten in einer Ehekrise und Lizzy steht vor einer großen Entscheidung. Und bald merken die drei Frauen, dass sie schon viel früher einen Sommer miteinander hätten verbringen sollen ...